

Gießener Lazarett-Zeitung



herausgegeben durch den Ausschuß für Volksvorlesungen Frankfurt a. Main
vom Zweigverein Gießen vom Roten Kreuz.

Gießen.

Nr. 20.

1. September 1918.

Chronik.

Der August steht unter dem Zeichen einer großangelegten Offensive der Franzosen, Engländer und Amerikaner gegen die deutschen Linien im Westen. Hier kommt uns nun der außerordentliche Geländegewinn unserer Frühjahrsoffensive in Frankreich zu gute. Wir brauchen nicht an der in raschem Vorstoß damals gewonnenen und nicht nach der Verteidigungsmöglichkeit gezogenen Linie stark festzuhalten, sondern können so viel von dem Gelände aufgeben, bis wir in günstiger Verteidigungsstellung stehen. Wenn auch die Städte Albert, Reims und Rehon von uns geräumt wurden, ist der Entente trotz größter Kraftanstrengung eine Durchbrechung unserer Linien nicht gelungen.

In Rußland vermag sich die Sowjet-Republik der Angriffe ihrer Feinde kräftig zu erwehren. Die an der Murman-Küste gelandeten französischen und englischen Streitkräfte erlitten am 21. August bei Omega eine schwere Niederlage und dadurch wurde ihr Vorstoß, sich mit den Tscheko-Sowjats im östlichen Rußland zu einigen, zum Scheitern gebracht. Auch im Gebiete von Kasan wurden die Gegenrevolutionäre von den Sowjettruppen geschlagen. Damit dürfte der Bestand der Sowjet-Republik für die nächste Zeit sichergestellt sein. Auch in Sibirien, wo eine englisch-französisch-japanische Armee gelandet wurde, ist es der Entente noch nicht gelungen, Fortschritte zu erzielen. Unter diesen Umständen ist der Ergänzungsvertrag des Friedens von West-Bitowit, der am 27. August unterzeichnet wurde, von besonderer Bedeutung. Durch diesen Vertrag ist jetzt auch Estland und Livland endgültig aus Rußland ausgegliedert und zählt nunmehr zu den Randstaaten, deren Selbständigkeit unter Anlehnung an das Deutsche Reich ausgebaut werden soll. Das gute Verhältnis, in dem Deutschland zur russischen Sowjet-Republik steht, hat auch durch die Abreise des deutschen Botschafters Dr. Heiserich aus Moskau seine Trübung erlitten und man darf mit der Aufnahme wirtschaftlicher Beziehungen in der nächsten Zeit rechnen.

Den österreichischen Truppen unter Planzer-Balkin ist in Albanien im Doolit-Tal ein großer Erfolg beschieden gewesen. Die Italiener haben vor dem Angriff der Österreicher ihre Stellungen aufgeben müssen.

Die Verhandlungen zwischen Deutschland, Österreich und Polen haben in der letzten Zeit die polnische Frage der Lösung näher gebracht. Die autopolnische Lösung, die Polen in Personal-Union mit Österreich einigen wollte, scheint aufgegeben zu sein, dagegen darf man wohl mit der Wahl eines österreichischen Erzherzogs zum König von Polen rechnen.

In Ostafrika ist unseren Truppen im Bezirk von Luelimano ein neuer Erfolg beschieden gewesen.

Rotes Glas.

Eine wahre Begebenheit.

Von Max Maria v. Weber.

(Schluß.)

Das magische, so mächtig und unwiderstehlich beherrschende Glas entfernt der Bahnwärter Janos aus der Laterne und legt es sorgsam neben seinen milden herrschenden Genossen, das grüne, auf den Tisch, und zündet ihre Flamme an. Aufmerksam sieht das Kindchen im Bette auf, seiner Arbeit zuschauend, in erst halb erlernter Sprache mühsam und gebrochen und doch kindlich unermüdet plaudernd und fragend, so daß Janos endlich das krause dunkle Köpfchen mit ernster Mahnung, nun zu schlafen, auf das Kissen niederdrücken muß, ehe er, den Zug erwartend, vor das Haus tritt.

Das Kind aber schläft nicht — verstoßen hebt es das Köpfchen wieder empor. Da liegen sie ja auf dem Tische, die wunderbaren Tafeln, durch welche die Mutter einmal seine dunkeln Augen in die Welt blicken ließ. Es war damals Winter und doch — das eine Glas machte, daß der ganze helle, grüne, sonnige Frühling da war, und vor dem andern fuhr es zurück — da brannte ja die ganze Welt! — Wie gern hätte das Kind das Wunder noch einmal gesehen, aber der Vater hatte mit harter Strafe gedroht, wenn es sich unterfände, eine der Tafeln in die Händchen zu nehmen — und da lagen die Tafeln jetzt, ganz wie des Kindes Schiefertafel, harmlos auf dem Tische und der Vater war draußen, ach — nur einen Blick!

Indes sitzt Janos vor dem Hause auf dem Holzstumpfe, auf dem die Frau ihr Küchenholz spaltet, das Signal erharrend. Dienst und Kinder und Sorgen gehen im Halbschlummer an ihm vorüber. Da raschelt es knackend und schwer niedertretend im Aukturz — das ist ein Baffel, der den Weg nach dem Wasser des Bahngrabens sucht! Er kann über die Bahn trotten, wenn der Zug kommt, erreicht werden — ausgleisen machen mit seinem ungeschlagenen Körper; eilig bückt sich Janos nach dem für solche Fälle unter dem andern Werkzeuge liegenden Stachelstoch zum Treiben der Stiere — da wird ihm eine dicke Wunda über den Kopf geworfen, kräftige Arme umschlingen, ihn fast ersäufend, seinen Hals; ehe er sich aus seiner gebückten Stellung aufrichten kann, ist er zu Boden geworfen und gebunden, aber, obgleich dumpf, dringt doch durch

den seinen Kopf umhüllenden groben Stoff, laut genug die Klautgesellen zu erschrecken, sein Hilfsgeflüster. —

„Macht den Kerl doch stumm!“ hört er eine Stimme klätern.

„Totgeschlagen?“ fragte eine andere Stimme.

„Meinetwegen! Rasch — rasch.“

„Nichts da! Nicht totgeschlagen.“ klätern eine dritte. „Hat er euch denn gesehen und erkannt? — Nein? — Nun, so stopft ihm nur das Maul tüchtig!“

„Womit?“

„Reißt die Signalfahne vom Stock — so! — und nun haltet ihm die Nase zu. Sobald er das Maul aufstut, hinein mit der Fahne, unter die Wunda und tüchtig mit dem Knäppel hinterhergestoßen; erstickt er, ist's seine Sache — so, der ist jetzt stumm!“

Wie ein Bündel Holz wird Janos hinter einen Holzstoß geworfen, wo sein dick umhüllter Kopf schmerzlich gegen die Scheite schlägt. Da dringt es grell und dröhnend durch all die erstickende Umgebung an sein Ohr: Glockenschläge — eins — zwei — Pause — eins — zwei — das elektrische Signal des kommenden Zuges.

„Heilige Mutter Gottes, wenn der hielte, wäre alles gerettet!“ denkt der Geliebte in seiner Todesangst, „aber warum soll er halten?“

„Donnerwetter!“ hört er dann rufen, „da kommt der Zug; ich dachte, er sei längst vorüber. Wenn der hält, holt uns der Teufel. Geschwind, die Laterne hinaus, da steht sie in der Stube. Weißes Licht gegeben, damit er vorbei stolpert. Gott verdammt! Ehe der Zug vorbei ist, kann nichts gemacht werden, die Kasse ist festgeschraubt, wir brauchen Zeit!“

Janos hört die Tür schlagen, rasche Fußstritte mehrerer Männer.

„Hier ist die Laterne; gib du das Zeichen, du versteht's. Ihr anderen tretet hier in den Schatten!“

Dann wird's still, ganz still. Da beginnt es in der Ferne klappernd zu dröhnen — der Zug! da ist der Zug! Das Dröhnen kommt näher, die Schienen beginnen leise zu klirren.

„O allernädigste Mutter Gottes, tue ein Wunder, halt ihn an!“ seufzte Janos; „ich hänge ein zinnern

Wagenrädchen, drei Pfund schwer, in deine Kirche zu Maros!

„Es wäre infam, wenn er hielte; da wäre alles umsonst gewesen. Geschwind, weißes Licht! Hoch, hoch mit der Laterne; recht sichtlich — so!“ ruft eine Stimme.

Da geht ein langgezogener Pfiff der Lokomotive durch die Nacht daher.

„Hurra, er fährt durch!“ jubeln drei rauhe Kehlen.

„Alles verloren! Was wird nun?“ denkt, halb erstarrt mit schwindenden Sinnen Janos.

Da folgen dem langen Pfiffe, gellend wie Notschrei, kurz abgestoßen, noch einer, zwei, drei, fünf, sechs.

„Hölle und Satan, der pfeift ja zum Bremsen und Halten!“ ruft eine der rauhen Stimmen. „Gebet Herzengeld, der Teufel kommt! Schnell in den Kufuruz! Schlagt die Signallaterne entzwei!“ Klirrend fliegt sie an die Wand.

„Sollten wir nicht erst noch den Janos abtun?“

„Zu was? — Hallo, da sind sie schon!“

Der Kufuruz schlägt über den dunklen Gestalten zusammen; der Zug stiebt heran. Funken sprühen unter seinen gebremsten Rädern hervor, die Erde dröhnt — noch ein Keuchen, eine nach dem Monde hinaufgeblasene Dampfwolke — und er steht. Eine Anzahl uniformierter kräftiger Männer springt von den Wagen; voran der Oberkondukteur, der rasch und offenbar zornig auf das Bahnhäus zusehret.

„Warum läßt man uns hier halten — und kein Mensch da? In des Teufels Namen, was soll das heißen? Warum hat man uns rotes Licht gegeben?“

„Hier, Herr Oberkondukteur, liegt die Signallaterne zerschmettert, aber kein rotes Licht ist drin.“

„Da ist etwas faul, durchsucht das Haus!“ befiehlt der Zugchef. „Wo sind die Leute? Hier ist nur ein kleines Kind im Zimmer — und hier stöhnt etwas hinter dem Holzstoß!“

„Da ist, so wahr Gott lebt, ein geknebelter Mann — 's ist der Janos, Bahnwärter Nr. 128, und die Signalfahne als Knebel im Maule! Das sieht einem Besuche der Betyaren ähnlich, wie ein Ei dem andern. Weg mit dem Knebel! — Erzählt, Mann.“

Und Janos, nachdem der Halberstichte Atem geschöpft und seine Gedanken gesammelt hat, erzählt, was ihm geschehen und äußert den Verdacht, daß es die entlassenen Leute gewesen sein könnten, da die Betyaren den Eisenbahndienst und seine Lokalität und die Ablieferungszeit der Kasse offenbar gekannt haben müßten.

„Über das alles,“ unterbricht der Zugchef die breite Erzählung, „erklärt es noch nicht, daß wir das rote Signallicht bekommen haben. Die Räuber haben es uns doch gewiß nicht gegeben!“

„Ist auch unerklärlich für mich,“ sagt Janos nachdenklich, mit gesenktem Kopfe. „Hätte doch selbst genommen Glas, rotes, aus Laterne.“ Wädlich erhebt er den Kopf, strahlend: „Nein, Pane Oberkondukteur, gnädigster — ist Wunder — ist Wunder — hat Mutter Gottes — Allergnädigste — erhört Gebet meiniges in Todesnot und hat gegeben selbst Haltsignal rotes, mit Laterne weißer!“

„Schnick Schnack, alberner,“ sagt der Oberkondukteur halb lachend, halb ärgerlich. „Untersuchen wir die Sache! Kommt Janos, zunächst in die Wachtstube.“ Die Männer treten ein. Das Kind sitzt erschrocken auf dem Tisch vor der Lampe; als Janos eintritt, läßt es entsetzt die rote Glasscheibe, die es in den Händen hielt, fallen und streckt weinend die Arme Janos entgegen.

„Nicht böse sein, Papa! nicht schlagen, nicht so schön rot, hier — draußen — überall. Bitte, bitte, nicht schlagen!“

„Da haben wir ja den kleinen Signallisten!“ ruft der Oberkondukteur lachend. „Das kleine Mädel hat durch die Scheibe vor der Lampe gekaut und draußen war das ein rotes Signal. Janos,

Janos, wenn's auch die Mutter Gottes nicht getan hat, ein Wunder ist wirklich an Euch geschehen. Ohne den kleinen Balg hätten sie Euch doch noch am Ende die Windpfeife zugeschnürt — von der Kasse gar nicht zu reden. Die Sache ist aufgeklärt; fahren wir weiter. Ich lasse Euch den Zuggendarm hier. Gute Nacht!“

Der Zug rollt von dannen. Janos hält, mit heißen Augen vor sich hinstarrend, das Kind im Arme.

Am andern Tage fährt der Streckeningenieur, auf seiner Drafsine heimkehrend, am Bahnhause Nr. 128 vorbei.

„He, Janos, guten Morgen! Gratuliere Euch, daß man Euch noch gratulieren kann. Drinnen auf der Hauptstation hat die Geschichte alle gerähet; sie schiden Euch heute ein Täschchen Erlauer. Laßt das Mädel nicht zu viel davon trinken. Ihr seid aber doch kein Narr gewesen, als Ihr das Kind behieltet. Adieu!“

Aus der Welt der Arbeit.

In die ersten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts fiel ein Ereignis, das berufen war, die Welt und die Lebensführung des Menschen tiefgreifender umzugestalten, als selbst die Entdeckung Americas ein paar Jahrhunderte vorher: die Einführung der Dampfkraft in das Verkehrs- und die Erfindung der Eisenbahnen. Im Jahre 1829 rollte der erste Eisenbahnzug über die Erde. Wenige Jahre früher, 1822, ist der Verfasser der vorstehenden Erzählung geboren.

Max Maria v. Weber war der Sohn uneres volkstümlichsten deutschen Dichters, des „Freischütz“-Komponisten Carl Maria v. Weber. Früh schon verlor er seinen Vater. Aber die Mutter bereitete ihm und zwei jüngeren Geschwistern in Dresden ein Heim, das durch Wärme und durchwaltete war von echtem deutschen Kunstgefühl. Wenn der junge Max (sein Vater hatte ihm den Vornamen des Veldens des bei seiner Geburt eben vollendeten Freischütz gegeben) sich trotzdem nicht der Kunst, sondern der Technik zuwandte, so erkennen wir darin die Wendung, die das deutsche Geistesleben zu jener Zeit nahm: das Volk der Dichter und Denker, das Volk der Romantiker genann Interesse an der Beherrschung der Natur, an Leistung und damit Macht und Einfluß in irdischen Dingen. Nach sorgfältiger wissenschaftlicher Vorbereitung trat Weber in seiner sächsischen Heimat in den Eisenbahndienst ein. Er diente von der Wie auf; aber ein Jahr lang ist er selbst als Lokomotivführer gefahren. Er übernahm später die Leitung des sächsischen Eisenbahndienstes und war dann in Wien und Berlin bis zu seinem Tode 1881 in führenden Stellungen tätig.

Neben seiner Vernunftarbeit hat Weber eine reiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltet. Sein kluger und gütiger Geist und die unmittelbare Fühlung, die er sein ganzes Leben hindurch auch mit den unteren seiner Angestellten unterhalten hat, veranlaßten ihn, in einer ganzen Reihe von Schriften Vorschläge im Interesse der Gesundheit, Sicherheit und wirtschaftlichen Besserstellung des Zugpersonals zu machen. Vor allem dörfen wir aber in Weber den Entdecker der eigentlichen Bosse sehen, die in der Technik, in der Maschine schlummert. Wo andere nur Rauch und Ruh, nur graue Nüchternheit sahen, da erkannte Weber hinter all dem tosenden Eisenlärm die großartige Geistesarbeit des Technikers und die unermüdlich schaffenden Hände des Arbeiters, die ihre Seele in dies Werk gegossen hatten, und dies hinterwobene Menschengefühl gab für ihn der Maschine Leben und Seele. Weber wurde damit ein Vorläufer des später viel bekannter gewordenen Dichters und Technikers Max Eyth.

Der Aufschwung der Technik, an dessen Anfang Max Maria v. Weber steht, hat jahrzehntelang weiteste Kreise uneres deutschen Volkes wädig bezaubert, so als ob der technische Fortschritt der Menschheit ein goldenes Zeitalter heraufzuführen könne, und es gab nicht wenige Denker, denen die Bezeichnung als „Volk der Dichter und Denker“ fast als Schimpfwort erschien, und die das Zeitalter Schillers und Goethes als ärmlich und klein empfanden, verglichen mit unerer modernen Herrlichkeit. Der Krieg hat uns wohl allen gezeigt, daß die Technik ebensowohl in den Dienst der Vernichtung und des Todes, wie in den Dienst des Glückes und des Lebens gestellt werden kann, und daß es auf den Gebrauch ankommt, den die Völker von ihr machen. Weber ist ein Beispiel dafür, daß die wirklich bedeutenden Leute nicht so geneigt sind, ihr eigenes Lebensgebiet zu überschnellen, als ihre kleineren Nachbeter. So hat er nicht bloß das Geistige im Technischen erkannt und geschätzt, sondern er hat auch verstanden, daß die Technik nur dann ihren Zweck für die Menschheit erfüllen könne, wenn sie in den Dienst eines guten Willens gestellt wird. Er erwartete, daß die Steigerung des Verkehrs unter den Menschen, wie die Entwicklung des Eisenbahnwesens sie bringen mußte und tatsächlich gebracht hat, zu einer Verständigung der Völker unter einander führen werde. Möge er schließlich damit Recht behalten, und möge dieser Krieg nur die letzte Unterbrechung einer Entwicklung sein, die die Völker innerlich einander näher führt.

Etwas über die Salpetersäure.

Eine kriegschemische Plauderei von Alfred Hagenhöder, cand. chem.

Es ist kein Verrat von Kriegsgeheimnissen, wenn ich hier an dieser Stelle noch einmal öffentlich erwähne, daß wir in Deutschland aus dem Stickstoff und Sauerstoff der Luft Salpetersäure herstellen. Daß wir dazu in der Lage sind, ist der Faktor, der es uns ermöglicht, überhaupt noch Krieg zu führen. Sonst hätten die Feinde längst ihr Ziel erreicht und uns zu Boden gezwungen. Um die Leser dieses Aufsages das einsehen zu lehren, muß ich zwei Fragen beantworten.

Was ist denn eigentlich Salpetersäure, und warum ist sie uns zur Kriegsführung unentbehrlich? Salpetersäure ist eine Verbindung von Stickstoff, aus dem sich die Luft zu 79 Proz. zusammensetzt, und Sauerstoff, der die andern 21 Proz. für sich in Anspruch nimmt, mit Wasser. Es ist aber äußerst schwierig, den Stickstoff der Luft mit dem Sauerstoff der Luft zu vereinigen. Der Stickstoff der Luft liegt lose neben dem Sauerstoff, etwa in der Weise, wie man Mehl mit Zucker mischen kann, den Zucker kann man jederzeit wieder aus dem Mehl eisern. So kann man auch den Sauerstoff jederzeit der Luft entziehen. Es kommt aber darauf an, jedes kleinste Stickstoffteilchen fest und unlöslich an das kleinste Sauerstoffteilchen zu binden.

Wie das zu machen war, hat uns die Natur selbst gelehrt. Die Untersuchung der Regenwasserspfäden nach einem Gewitterregen ergab stets die Anwesenheit geringer Mengen Salpetersäure. Daraus wurde geschlossen, daß die hohe Temperatur der Blitze in der Lage sein mußte, die Verbindung von Stickstoff und Sauerstoff herbeizuführen. Es wurden Versuche angestellt, mit Hilfe gewaltiger elektrischer Bogenlampen und äußerst starker Ströme Blitze nachzuahmen, und das Luftstickstoffgemisch in diese Flammenbögen hineinzublasen. Nach diesen Versuchen gelang es tatsächlich, auf diesem Wege rationell Salpetersäure herzustellen.

Zum großen Teil verdanken wir diesen Erfolg der badischen Anilin- und Sodafabrik, die diese Versuche zäh fortgesetzt hat, sich nicht durch Mißerfolge hat verdröhnen lassen und große Kapitalien dafür eingesetzt hat. Wenn man dann liest, daß die Leiter der Werke, die, voraussehend, derartige Versuch: haben anstellen lassen, hohe Kriegsauszeichnungen erhalten haben, dann muß man wirklich sagen, daß sie dieselben verdient haben. Denn durch diese Erfindung ist wirklich unser Vaterland vor dem sonst sicheren Untergange gerettet worden.

Vor der Erfindung dieses Verfahrens waren Vögel in America unsere Salpetersäurelieferanten. Der von ihnen abgeworfene Mist enthält nämlich große Mengen an Sauerstoff gebundenen Stickstoff und auf einfachem Wege war es möglich, aus diesem Dünger Salpetersäure herzustellen. Aber bei dem großen Weltbedarf an Salpeter für Industrie und Landwirtschaft war eine sehr baldige Erschöpfung der Salpeterlager zu berechnen. Und dann?

Nun, was dann gekommen wäre, kann sich der Leser selbst ausmalen, wenn ich einmal kurz darauf hinweise, wofür wir Salpeter bezug. Salpetersäure unbedingt benötigten: Der Landwirt braucht gebundenen Stickstoff unbedingt für seine Felder, zum Düngen, sei es in Form von Ammoniumsulfat, Kaltsickstoff oder Salpeter. Jeder, der etwas Ahnung von Landwirtschaft hat, wird bestätigen, daß wir niemals Jahr für Jahr einen Acker rationell bebauen können, wenn wir nicht Stickstoffdünger zusetzen. In Friedenszeiten brauchen wir ungeheure Mengen Salpetersäure zur Herstellung unerer Farbstoffe. In der Farbstoffindustrie ist es meistens die erste Handlung, die mit den Teerprodukten Benzol, Toluol, Phenol, Naphthalin, Anthrazen usw. vorgenommen wird, dieselben in auf hier nicht näher zu erörternde Weise mit Salpetersäure zu behandeln. Das ist der erste Schritt zu unsern in der Welt unübertroffenen Farbstoffen.

Ein weiteres Verwendungsgelände für die Salpetersäure liegt in der Kunstseidefabrikation. Durch vorsichtiges Behandeln von Baumwolle mit Sal-

Lieber tot als Sklav!

Mit seiner Volkshast zum Beginn des fünften Kriegsjahres, vor allem mit dem Schlagwort: „Haltet fest!“ hat Lloyd George von neuem sich bemüht, das englische Volk zum zähen Ausharren im blutigen Ringen anzutreiben. „Haltet fest! Die große Schlacht ist noch nicht gewonnen, aber wir haben unsere Hand an Werte und müssen bis zum Ende fortfahren, bis eine gerechte, dauerhafte Lösung erzielt worden ist. Dann können wir sicher sein, daß die Welt vom Kriege befreit wird.“

Es ist ein echt englisches Wort, dieses „Haltet fest!“, das der erfahrene britische Demagoge, der die Seele der Massen kennt, seinem Volke und der Welt hingeworfen hat. „Aushalten!“ heißt's für die Verbündeten, und „Festhalten!“ für England selber. Denn England hat etwas zum „Festhalten“. Während seine Alliierten auf den europäischen Schlachtfeldern die Wäute ihrer Volkskraft opfereten, verbluteten und — wie Rußland — zusammenbrachen, ging England tatbätig und zielbewußt daran, seine großen weltpolitischen Pläne zu verwirklichen. Es nahm Ägypten, eroberte die deutschen Kolonien, sicherte sich Arabien, drang in Mesopotamien und Palästina vor. Es schuf sich die Landbrücke zwischen seinen asiatischen und afrikanischen Besitzungen und rundete sein Kolonialreich durch die deutschen Schutzgebiete — wenn es alles „festhalten“ kann. Das ist jetzt noch die große Frage.

Der Krieg ist heute, wo er sich auch rein äußerlich stärker denn je als rein englisch in seiner Art, seinem Ziel und in seiner Verlängerung offenbart, zum Krieg ums „Festhalten“ geworden. Die Schlagworte vom „Recht der kleinen Staaten“, von der „Selbstbestimmung der Nationen“, von „Völkerverbund“ sind Schall und Rauch — England will „festhalten“. Was die Verwirklichung dieser Absicht für das Deutsche Reich und seine Verbündeten bedeutet, braucht nicht weiter ausgemalt zu werden. Wir alle wissen, wie jeder einzelne die wirtschaftliche und politische Knebelung und planmäßige Niederhaltung eines auf engen Raum zusammengedrängten 70 Millionen-Volkes, die Auflösung Oesterreichs und die Verteilung der Türkei am eigenen Leibe bitter spüren würde.

Es geht um Sein oder Nichtsein. Das ist kein leeres Wort. Lloyd Georges „Haltet fest!“ zerreißt wieder einmal die Schleier, die Gewohnheit, kleinliche Verbitterung, persönlicher Unmut um die großen letzten Entscheidungen gewoben haben. Die nackte Wirklichkeit greift uns entgegen, jene Wirklichkeit, die wahr werden wird, wenn wir dem „Festhalten“ nicht unser „Durchhalten“ siegreich entgegensetzen. Nie war uns der stumme zähe Wille zum Durchhalten nötiger denn jetzt. Es ist politisch und militärisch nicht alles nach Wunsch gegangen. Wir sind durch unsere großen Heerführer verhöhnt. Aber das Mißlingen einer militärischen Anstrengung, ein Rückzug aus frisch erobertem Kampfgebiet nach alten, erprobten Stellungen ist kein Anlaß, den Kopf hängen zu lassen und schwarz in die Zukunft zu blicken. Noch steht unbesiegt unser Heer tief in Feindesland, noch lenkt und leitet das Doppelgestirn Hindenburg-Ludendorff das Schicksal der Schlachten. Noch arbeitet das werklätige deutsche Volk Tag und Nacht, noch qualmen die Essen und bröhnen die Hämmer, noch reist eine reiche Ernte auf den Feldern oder häuft sich in den Scheuern. Und noch brennt in uns der Wille, frei zu bleiben von Knechtschaft und Bevormundung. „Lieber tot als Sklav!“

Wir haben unsere Friedensbereitschaft bewiesen, wir haben im Osten Frieden erhalten und den Wünschen der von uns eroberten russischen Fremdvölker hinsichtlich der Bestimmung ihres zukünftigen Schicksals freie Hand gelassen. Wir haben neue selbständige Reiche aus unterworfenen und geknechteten Völkern geschaffen lassen: Polen, Finnland, Ukraine, das Baltikum zimmern sich selbst Staatsform und Zukunft. Wir sind keine Eroberer, die nehmen und festhalten; aber wir lassen uns auch nichts rauben und uns unser Recht auf Dasein und Selbstbestimmung nicht verkümmern.

Stimmungen kommen und gehen. Und das Leben ist hart und der Druck schwer, unter dem

mancher von unseren Volksgenossen seufzt. Wir — nein die ganze Welt! will den Frieden und sehnt ihn herbei. Aber einen Frieden, der allen die Luft zum Atmen läßt und die Luft am Leben.

Diesen einzig gerechten Frieden will uns der britische Feind nicht gönnen, weil er dann das raubgierig in fernen Erdteilen zusammengegrast und sein Handelsmonopol nicht festhalten kann. Wir müssen, um uns Licht und Luft für die Zukunft zu verschaffen, diese Anschläge zu machen. Daher heißt es noch, die Zähne zusammenzubeißen, auszuhalten, durchzuhalten und zu siegen, bis wir die Bereitwilligkeit des Gegners zum Frieden, zum Verzicht auf seine Pläne des „Festhaltens“ erkämpft haben. D. A. W.

Die Ludendorff-Spende.

Man geht mit dem Ringelbeutel durch das Land für unsere Kriegsbeschädigten*, so hört man so manchen Dales sagen, „und will damit dem Reiche eine Sorge abnehmen. Die Kriegsbeschädigtenfürsorge ist Sache des Reiches; damit sollte sich die private Liebeshätigkeit nicht befassen!“ Ganz recht; auch wir sind der Meinung, daß das Reich für seine Verteidiger zu sorgen hat; aber über diese Reichsvorsorge hinaus gibt es noch so manches, was nicht erspart wird, so die wichtigsten Arbeitsgebiete der Kriegsbeschädigtenfürsorge, die Berufs-anpassung, Beratung, Ausbildung und Unterbringung. Es ist eine soziale Forderung, daß man sich nicht damit begnügt, dem Kriegsbeschädigten nach einem Schema seine Rente zuzuerkennen und ihn dann einfach seinem Schicksal zu überlassen, wie das hier und da früher der Fall gewesen sein mag. Das soziale Empfinden unserer Zeit ist viel zu ausgebildet, als daß wir bei dem nächstern Versorgungstandpunkt stehen bleiben könnten. Diese Erkenntnis war die Geburtsstunde der bürgerlichen Kriegsbeschädigtenfürsorge.

Im Anfang war es leicht, die zur Durchführung sozialer Hilfeleistung nötigen Mittel flüssig zu machen; ein Aufruf in der Zeitung genügte, um opferfreudige Geber zur Spende der erforderlichen Mittel zu bewegen. Mit der Zeit mußte jedoch diese Geberfreudigkeit nachlassen; dazu kam, daß die Fürsorgenehmer immer mehr Hilfe in Anspruch nahmen, und daß auch ihre Zahl ständig und stark wuchs, die Ansprüche infolge der allgemeinen Teuerung immer höher wurden. Wenn nun auch das Reich für die soziale R. A. F. 10 Mill. Mk. zur Verfügung stellte, so war diese Summe doch in Anbetracht der lawinenartig anwachsenden Anforderungen viel zu gering und konnte die Organe der Kriegsbeschädigtenfürsorge keineswegs der materiellen Sorgen entheben. Der R. A. der R. A. F. ging deshalb daran, durch eine großzügige einheitliche Sammlung im ganzen Reich weitere große Mittel aufzubringen. Zugleich sollte mit der Sammlung der Beweis gebracht werden, daß die Heimat, welche die Kriegsbeschädigten mit ihrem Leben und ihrer Gesundheit vor dem Schrecken des Krieges bewahrt hatten, in treuer Dankbarkeit keine Opfer schüt. Aus solchen Gedankenteilen heraus ist die Ludendorff-Spende entstanden: ein stolzes Denkmal werklätiger Nächstenliebe, ein ehrender Beweis für die Opferfreudigkeit der Heimat. Alle Schichten des Volkes haben sich beteiligt, angefangen von den Fischern, die das Tagesergebnis ihres Fischfangs zur Verfügung stellten, den Schulkindern, die die mühselig erworbenen Groschen der Laubheufammlung darbrachten, und den Arbeitern, die eine halbe Tagshöhe opfereten und Tausende von freiwilligen Ueberstunden machten, deren Entgelt der Spende zufloß, bis zu den Millionengaben der Industrie und des Handels und den Beiträgen der deutschen Fürsten. Jeder trug sein Scherlein nach seinem Vermögen bei, und so kam das stolze, auch die kühnsten Erwartungen überragende und alle bisherigen Sammlungen tief in den Schatten stellende Ergebnis zu stande, daß das deutsche Volk freiwillig innerhalb hundert Tagen mehr denn 100 Mill. Mk. für seine Kriegsbeschädigten darbrachte.

Als man an die Sammlung heranging, stellte man einen neuen Grundsatz für die Verwendung

petersäure entsteht nämlich die wunderbare Kunstseide. Von der Farbenindustrie und der Kunstseideproduktion ist es nur noch ein kleiner Schritt zur Herstellung unserer Sprengstoffe. Unsere Sprengstoffe sind alle Körper, die in irgend einer Weise mit Salpetersäure in Verbindung kommen. Selbst das alte, heute kaum noch gebräuchliche Schwarzpulver war ein Gemisch von Holzohle mit Salpeter und Schwefel. Behandelt man Benzin, Toluol, Phenol, Glycerin oder Zellulose (Baumwolle) intensiv mit sehr starker Salpetersäure, so entstehen die Sprengstoffe, die heute dem Namen nach wohl jedem bekannt sein dürften: Aus Benzol das Trinitrobenzol, aus Tonol das Trinitrotonol, oder wie der technisch zusammengezogene Name heißt, das Trotyl, aus Phenol das Trinitrophenol oder die Picrinsäure, aus Glycerin das Trinitroglycerin und aus Zellulose die Nitrozellulose oder Schießbaumwolle. Das in fast allen Sprengstoffen wiederkehrende Wort „Trinitro“ heißt drei Teile Salpetersäure auf einen Teil Benzol, Toluol usw. Zu erwähnen bleibt schließlich noch der große Bedarf der Feuerwerkerei an Salpetersäure, die im Krieg für ernste Zwecke eine große Rolle spielt, aber auch im Frieden der Schiffsahrt unbedingt notwendig war.

Das über die Bedeutung der Salpetersäure. Der Leser wird es für nicht vermessend halten, wenn ich behaupte, im Frieden wäre Mangel an Salpetersäure für uns gleichbedeutend mit einer Welt Hungersnot und vollständigem Niedergang der chemischen Industrie, und in einem Kriege wie jetzt wären wir ein wehrloses Opfer der Einkreisungspolitik unserer Feinde geworden.

Nun hörte ich die Vermutung, es wäre doch möglich, daß wir durch die Verarbeitung der Luft zu Salpetersäure eines Tages zu dem Resultat kommen würden, daß wir zu viel Luft verbraucht hätten und infolgedessen nicht mehr atmen könnten. Der Gedanke ist zweifellos zu erwägen, jedoch zu verneinen. Ein Liter Luft wiegt etwa ein Gramm, wenn man nun bedenkt, daß vielleicht einige Millionen Kilogramm Salpetersäure bis jetzt hergestellt worden sind, so entspricht das doch schon einigen Milliarden Litern Luft. Zahlen liegen mir leider nicht vor, und kann ich deshalb keine genaue Berechnung ausführen. Man würde auch ganz bestimmt bei immer weiterer Verarbeitung eines Tages tatsächlich den Vorrat erschöpfen, wenn nicht hier folgender Faktor mitspielte:

Die Sprengstoffe werden alle einmal zur Explosion gebracht, und die ungeheure Kraft der Sprengstoffe beruht darin, daß die vorher festen Sprengstoffe durch die Zündung plötzlich wieder in die Gase verwandelt werden, aus denen sie entstanden sind. Und sollten die Sprengstoffe nicht vollständig zerfallen, wie es bei einigen der Fall ist, so ist die Pflanzenwelt in der Lage, den letzten Rest zurückzuverwandeln. Die Pflanzenwelt vollzieht aber im allgemeinen nicht die Spaltung in Stickstoff und Sauerstoff sondern in der Zelle der Pflanzen sind noch nicht vom Chemiker nachgeahmte Prozesse im Gange, die den gebundenen Stickstoff, der dem Boden künstlich zugefügt wird, oder sogar den ungebundenen Stickstoff der Luft zu den unerfeglichen gebundenen stickstoffhaltigen Eiweißkörpern aufbauen, die für den menschlichen und tierischen Organismus unentbehrliche Bausteine liefern. So wird durch diesen kurz ange deuteten Kreislauf alles wieder gewonnen, und deshalb brauchen wir uns nicht zu wundern, daß bei dem andauernden Verbrauch von Luftstickstoff unser Barometer, auf deutsch Luftschwermetier, noch nicht tiefer gesunken ist als in den Vorjahren. Die ganze einmal angewandte Masse bleibt erhalten, sie macht nur verschiedene Zustandsänderungen durch. Das Prinzip des ganzen Verfahrens beruht nur darin, durch Anwendung gewaltiger Kräfte, die uns die Wasserfälle liefern, die Stickstoffteilchen an die Sauerstoffteilchen zu fesseln und sie dann im gewollten Augenblick zu zwingen, die ihnen ausgezwungene Kraft momentan wieder herzugeben. Doch auch die Kraft geht nicht verloren. Es ist in unbedingt richtigen chemischen Gesetzen ausgedrückt. Aber das zu erörtern würde zu weit führen.

der aufgebrachten Mittel auf: Das Ergebnis der Sammlung bleibt im Lande, kommt also den engeren Landsleuten zu gute, ein Grundsatz, der nicht wenig das günstige Ergebnis beeinflusst hat. Denn man braucht kein Partikularist zu sein, aber es sieht doch niemand gern, wenn alles nur zu einem großen Haufen zusammengetragen wird, sodas der Heimatgeruch der Spende in dem großen Topf verloren geht. Nun weiß aber jeder, daß seine Gabe gerade dem Landsmann zu gute kommt, und das hat so manche Widerstände beseitigt und auch die gewonnen, die sonst bis oben hinauf zugeknöpft waren.

Alles in allem: Die Lubendorff-Spende ragt als ein unergängliches Denkmal der dankbaren Heimat mit der Ehreninschrift: „Ihren kriegsbeschädigten Verteidigern“ am Ende des vierten Kriegsjahres empor, ein erhebender Beweis dafür, daß die Heldentaten unserer wackeren Kämpfer unvergessen bleiben, daß auch die Heimat getreu dem Satz: „Einer für alle, alle für einen“ kein Opfer scheut, um den Dank abzustatten für das, was unsere Heere in den vier schweren Jahren geleistet haben. Und wenn die Sammlung den Namen Lubendorff trägt, so geschah das darum, weil der große Heersführer gerade der Versorgung der Kriegsbeschädigten von jeher sein besonderes Interesse entgegengebracht hat. So verknüpft sich Lubendorffs Name eng mit der Kriegsbeschädigtenfürsorge: Er hat auch bei der Offensive der Barmherzigkeit gesiegt, wie er draußen unsere Heere von Sieg zu Sieg geführt hat.

Kleine Mitteilungen.

Kartenspieltisch für Handverletzte und Einarmige.

Dem Bezirksausschuß vom Roten Kreuz Baden-Baden ist ein Kartenspieltisch zur Verfügung gestellt worden, an welchem unsere Verwundeten, die sich nur einer Hand bedienen können, ihre helle Freude haben. Die Anschaffung ist deshalb allen Lazaretten, Soldatenheimen und ähnlichen Organisationen aufs wärmste zu empfehlen. Dasselbe wird in doppelter Ausführung hergestellt, zum Preis von 10 Mk. für zwei Handverletzte und zwei andere Spieler, und zum Preise von 15 Mk. für vier Handverletzte und ist zu beziehen durch den Bezirksausschuß vom Roten Kreuz Baden-Baden.

Der mittlere Raum des Spieltisches ist zum Mischen der Karten bestimmt. Um dieselben bequem mit nur einer Hand aussteilen zu können, legt man sie in eines der Kartensächer rechts oder links, je nachdem der Spieler sich der rechten oder linken Hand bedient. Sobald die Karten verteilt sind, werden dieselben auf die halbhohlenförmigen Kartenhalter gesteckt, aus welchen sie dann wie aus der Hand ausgespielt werden können. Der Mischraum dient zugleich zum eigentlichen Spiele. Die Kartensächer sind für gewöhnliche Spielkarten, für Jago- und Patience-Karten eingerichtet. Die übrigen Sächer sind für einen Notizblock und für Spielmarken oder Geld bestimmt. Die kleinen Wandschirme werden benutzt, wenn mehr als zwei Spieler an dem gleichen Brette spielen, damit dieselben einander nicht von der Seite her in die Karten schauen können. Zum Aufstellen der Wandschirme sind auf dem Brett kleine Ninnen angebracht.

H. M.

Kazarett-Beratung.

Die Zentralkasse der Kazarett-Beratung des Roten Kreuzes Frankfurt will dem Interesse der Verwundeten und Kranken im Bezirk der Kazarett-Zeitung dienen. Jeder möge die Fragen, die er auf dem Herzen hat, seien sie wirtschaftlicher Natur, rechtlicher Natur oder wie immer, schriftlich an die Kazarett-Beratung richten. Es soll auf jede Frage brieflich Antwort gegeben und die Möglichkeit gesucht werden, Rat und Beistand zu schaffen. Antworten von allgemeinem Interesse werden ohne Namensnennung in der Kazarett-Zeitung veröffentlicht. Vertrauliche Behandlung wird zugesichert, daher anonyme Anfragen werden. Die Aufschriften sind zu richten: An die Kazarett-Beratung, Frankfurt a. M., Kriegsstraße, Theaterplatz 14. Beifügung von Adressen ist nicht erforderlich. Die Zentralkasse der Kazarett-Beratung steht auch täglich von 4-5 Uhr den Verwundeten für persönliche Anfragen zur Verfügung.

Sanitätsgefreiter A. Frage: Ich stehe seit November 1917 im Sanitätsdienst. Vor meiner Einziehung habe ich die ärztliche Vorprüfung nach fünf Semestern abgelegt. Augenblicklich werde ich als Sanitätsgefreiter beschäftigt. Eine Beförderung zum Sanitätsunteroffizier wird wohl in den nächsten Tagen erfolgen. Wie lange muß ich dem Sanitätskorps angehören um zum Feldunterarzt befördert zu werden? — Antwort: Gemäß Verfügung im Armeeverordnungsblatt 1915, Nr. 316, können in Unterarztstellen nunmehr auch solche Medizin-Studierende verwendet werden, die nach Ablegung der ärztlichen Vorprüfung ein klinisches Semester besucht und eine mindestens sechsmonatige Tätigkeit im Heeres-sanitätsdienst zurückgelegt haben, sofern sie von ihrem nächsten militärischen Vorgesetzten für den ärztlichen Dienst für durchaus geeignet erklärt werden. Ein Besuch kann auf dem Dienstwege an das Sanitätsamt eingereicht werden.

Gefreiter Militärkrankenwärter G. Frage: Besteht eine Verfügung, wonach Militärkrankenwärter, die in Seuchenlazaretten arbeiten, eine Seuchenzulage zu erhalten haben? Seit wann besteht die Verfügung, gelten die Lungenheilstätten als Seuchenlazarette? — Antwort: § 642, Ziffer 1, der F. S. O. billigt dem Krankenpflegepersonal in Seuchenlazaretten eine tägliche Zulage von 25 Pfg. zu. Durch die Bestimmung im A. B. M. 1915, Nr. 783, ist die Zulage mit Wirkung vom 1. August 1915 auf 50 Pfg. erhöht worden. Ob die Lungenheilstätten als Seuchenlazarette gelten, unterliegt der Entscheidung des Sanitätsamtes. Sie können auf dem Dienstwege ein Besuch um Zubilligung der Zulage auch für die rückliegende Zeit einreichen.

Unteroffizier L. Frage: Ich diene sechs Jahre, dann kapituliere ich und wurde daraufhin am 25. April zum überzähligen Unteroffizier befördert. Da keine e'atmäßige Stelle frei war, meldete ich mich zu einem anderen Truppenteil. Hier wurde ich am zweiten Tage krank ins Lazarett eingeliefert. Bekomme ich nun nach der Lazarettentlassung, wenn ich e'atmäßig werde, die e'atmäßige Löhnung vom 25. April an nachbezahlt? — Antwort: Es steht Ihnen die e'atmäßige Löhnung eines Unteroffiziers erst von dem Zeitpunkt an zu, in dem Sie e'atmäßig geworden sind. Nachzahlung für die Vergangenheit findet nicht statt.

Scherz und Rätsel.

Moderne Heilkunde.

„Sag mal, du,“ fragt ein Feldgrauer seinen Kameraden, „bist ha'm se doch auch mit Röntgenstrahlen behandelt? Hat das eigentlich weh getan?“

„Ach was!“ befehlt ihn der andere, „da spürst du gar nichts davon!“

„Na denn ist's gut, wenn's nicht weh tut,“ meint der Kamerad. „Dann laß' ich mir meinen Backenzahn auch damit ziehen!“

Erster Gedanke.

Die Gruppe lag in einem total verlaufenen Unterstand. Alles jagte, knackte oder kratzte.

Nur ein Kamerad hatte die Zeitung in der Hand und las von einem Menschen mit drei Armen und drei Händen vor, der sich in den Städten für Geld sehen ließ:

„Donnerwetter Kinder!“ ruft ein Zuhörer aus, „— kann der sich kriegen!“

1. Rätsel.

Paradies—Liebesgabe—Nichter—Verständigung—Abteilung—Verteidigung—Genehmigung—Existentium—Lederrücken—Veteran—Griffelkasten.

Jedem der vorstehenden Worte ist, ohne Rücksicht auf die Silben-Einteilung derselben, eine Silbe zu entnehmen. Diese Silben drücken, aneinandergereiht, einen strategischen Grundsatz aus.

2. Rätsel.

Mit a ist's schwarz wie Kohle,
Es trinkt oft unser Ohr;
Mit e weiß es zu schätzen
Der Kluge wie der Tor;
Mit o es unsern Schönen
Stets neue Reize gibt;
Mit ü ist's unentbehrlich,
Jedoch nicht sehr beliebt.

3. Rätsel.

Mit l mach's manchem vielen Spaß,
Doch manchem auch Verdruß,
Wenn er es eigentlich nicht sollt',
Es leider aber muß.
Dann möcht' der arme Teufel oft
Spornstreichs mit l davon,
Weil manchmal einer unverseh'ns
In das mit r kam schon.
Noch öfter aber er gerät'
In das mit f hinein;
Wenn er's mit t dann nicht vergißt,
Wird's ihm von Nutzen sein.

Kaber Lied.

Die Lösungen sind mit genauer Adresse der Einsender bis 15. Septbr. einzusenden an die Kazarett-Zeitung, Frankfurt a. M., Theaterplatz 14. Auf dem Briefumschlag soll das Wort „Rätsellösung“ stehen. (Innerhalb des Postbezirks Frankfurt a. M. ist die Zusendung als Feldpostbrief nicht zulässig.)

Die Lösungen haben nur Gültigkeit, wenn sie vollständig sind.

Auflösungen zu den Rätseln der vorigen Nummer.

1. Rätsel: „Greif — Reiß.“

Mathematische Aufgabe: Am besten erscheint uns die Lösung in der Antwort des S. Dietrich aus Darmstadt ausgedrückt: Wenn der Efel der Mutter ein Pfund abgibt, so haben beide gleichviel. Er muß also vorher zwei Pfund mehr gehabt haben. Geht nun der Efel umgekehrt, dann verliert die Mutter noch ein Pfund, obgleich sie von Anfang an zwei Pfund weniger hatte. Der Efel bekommt nun aber noch ein Pfund zu. Der Unterschied ist also vier Pfund. Der Efel hat mit vier Pfund Unterschied doppelt soviel wie die Mutter. Diese hat also vier Pfund und der Efel acht Pfund. Jetzt bekommt die Mutter ihr Pfund zurück, dann hat der Efel sieben Pfund und die Mutter fünf Pfund. Den kritischen Zusatz des Einsenders, sieben Pfund seien für einen Efel nicht viel, erkennen wir gerne als begründet an.

2. Rätsel: „Der Schatten.“

Preise zu den Aufzählungen der vorletzten Nummer.

Silberkräftel: Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt.

Bierwarr: „Rätselpreis.“

Rätsel: „Bleifeder.“

Hier erkennen wir auch gerne die Lösung des Armierungssoldaten Overholthaus als richtig an, der wohl im Hinblick auf seine militärische „Erfahrung“ in dem Gesuchten die „Bettwanze“ erblickt.

Preise erhielten: Sergt. Jost, Reichelsheim; Sergt. Löchner, Mainz; Telegraphist Zwide, Frankfurt; Gef.-Res. Gadenheimer, Mainz; Gefr. Vlah, Roppenau; Sergt. Kiesel, Wiesbaden; Rdtm. Wähler, Frankfurt; Gefr. Schwalb, Wuhbach; Mtl. Frühl, Frankfurt; Untoffz. Oetlich, Winterberg; Wren. Oetli, Frankfurt; San.-Gefr. Wappler, Hanau; Armierungssoldat Overholthaus, Fulda.

Die Kazarett-Zeitung erscheint zweimal monatlich. Den Verwundeten, Kranken und Gefensenden im Bezirk des XI., XIV. und XVIII. Armeekorps steht sie im Kazarett unentgeltlich zur Verfügung.

Zuschriften sind zu adressieren: Kazarett-Zeitung, Frankfurt a. M., Theaterplatz 14.

Verantwortliche Schriftleitung ehrenamtlich
Dr. Carl Gebhardt in Frankfurt a. M.

Die hohe Aufgabe.

Zimmer lauter redet man in der Öffentlichkeit, wie man sich die künftige Bestaltung Deutschlands zu denken habe. Uns dünkt das alles viel zu früh. Zuerst müssen wir siegen. Alles richtet sich danach, wann der Sieg kommt und wie er kommt. Deshalb reden wir nicht davon! Laßt uns kämpfen, damit wir siegen und herrschen. Vielen klingt das Wort „Herrschen“ wie Mysterium in Ohr und Herz. Es erinnert sie nur an Hochmut, Ueberheblichkeit, Maßlosigkeit. Sittlich erscheint ihnen nur Bescheidenheit und Verzicht, unsittlich die Herrschaft. Solche Meinung halten wir für schief. Pflichten des einzelnen und Aufgaben des Staates werden leicht ineinander verwickelt. Suchen wir uns zurechtzufinden. — Weder herrschen, noch dienen sind schlecht, hin gut. Das Ziel entscheidet. Es gab Menschen, die herrschen wollten, nur um zu herrschen. Ehrgeiz und Maßlosigkeit begleiteten ihren Weg. Solofernes herrschte so, aber Judiths Schwert fand ihn. Napoleons Unerfahrenheit erlag im brennenden Moskau. Herrschen, nur um zu herrschen, ist unsittlich.

Es gab Menschen, die dienen wollten, nur um zu dienen. Sonntagskinder waren sie und Boten des Lichts. Ihre Fußspuren waren eitel Segen. Göttliches Leben quillt aus ihrem Tun. Aber wenige fanden diese blaue Blume des Glücks. Die sie fanden, kamen auch an eine Grenze: sie mußten sich selber am Leben erhalten, um andern dienen zu können. Einige überschritten selbst diese Grenze. Sie wurden Märtyrer und opferten ihr Leben. Einzelne verdrängten das. Einem Staat ist es unmöglich. Der Staat ist die verkörperte Sorge für das leibliche Dasein und die geistige Wohlfahrt aller seiner Bürger. Hier liegt seine sittliche Pflicht.

So bleiben nur die beiden letzten Wege übrig: herrschen, um zu dienen oder dienen, um zu herrschen. Ist das letztere denn überhaupt möglich? O gewiß! Tausende leihen sich das Kleid des Dienens und der Demut, um desto sicherer und kostenloser herrschen zu können. Scheinbar dienen sie; in Wirklichkeit sind sie in ihrer Unbuddsamkeit unerträglich, als die, welche offen herrschen. Der Geist der Herrschsucht ist oft gerade bei denen zuhause, welche „die Herrschenden“ am heftigsten bekämpfen. Es ist viel bequemer, andere die hohe Verantwortung der Herrschaft tragen zu lassen und selbst von Kritik zu leben. Man gibt vor, klein bleiben zu wollen; aber man fählt gar nicht die Kraft in sich, zu wachsen und groß zu werden. Ein offenes, starkes Regiment ist tausendmal ehrlicher, als viele scheinbar sittliche Vorwürfe gegen die Macht. Schwache Leute erheben sie, die niemals mächtig sein können. Gerade dieser Krieg hat wie ein Blitz die Wolken zerrissen. Jetzt kommt die Stunde der Entscheidung. Warten wir sie ohne Drängen ab.

Der sittlichste Weg des Staates heißt: herrschen, um zu dienen. Als Bismarck 1866 nach der Macht strebte in Deutschland begehrte, verstanden ihn viele nicht. Edle Männer standen abseits und grockten. Die Geschichte gab ihm Recht. Er hat das getan, um dem ganzen deutschen Volk zu dienen und es groß zu machen. Bismarck ging bewußt den Weg, sein Volk herrschen zu lehren, damit es seine Zukunft verstehe und so anderen diene. Wo ein Staat herrscht, übernimmt er Verantwortung. Je mehr öffentliche Verantwortlichkeit, desto besser. Lernen wir zuerst gerecht zu werden gegen unser Volk, dann werden wir es auch gegen die andern sein. Manche sind ungerecht gegen das eigene Blut und das künftige Geschick unserer Kinder und Enkel, weil sie sich nur darum sorgen, gegen Engländer, Russen und Franzosen gerecht zu sein. Wir achten zuerst die Selbständigkeit unseres Volkes. Wir tun nichts Fälschliches, wenn wir die Feinde schwächen. Wir erfüllen unsere Pflicht vor der Geschichte, wenn wir herrschen lernen, um zu dienen. Das ist eine ungeheuer schwere Schule. Mancher verirrt sich, der das Beste wollte. Aber wer es nicht wagt, zwischen Abgründen zu gehen, ersteigt nie den Gipfel. Der Staat handelt sittlich, der sich nicht vor dem Herrschen scheut, sondern

alle sittliche Kraft zum Herrschen erzieht. Herrschaft zum Dienst heißt das Gesetz alles wirklichen Lebens.

Deutschland hat Herrschaft nicht begehrt. Vertraut die Geschichte sie ihm an, so soll es sich seiner Verantwortung nicht entziehen unter dem Vorwand, daß dieser Weg nicht sittlich sei. Nicht in blindem Raufsch begehen wir Macht. Wir zittern aber auch nicht, wenn uns gerechte Macht anvertraut wird, um unsern Ernst zu prüfen. Wachse, du deutsches Gewissen! Fülle dich nicht mit Eitelkeit, aber mit Kraft, nicht mit Uebermut, aber mit lebendigem Mut. Deine erste Pflicht heißt heute: Gedanke der Ströme vergossenen Bluts! Deutschlands Zukunft muß dieser ungeheuren Opfer wert sein! Viele der Besten liegen stumm unter dem Rasen. Nein, sie rufen mit hezgerschütternder Stimme: „Das taten wir gern für dich. Was tust du, Deutschland, für die Zukunft der Reinen und der kommenden Geschlechter“.

Gott ging von jeher nicht mit den Zaudernden, sondern mit den Mutigen. G. Traub.

Warum das Elsaß deutsch bleiben muß.

Von Professor Lic. W. Rapp, Straßburg i. E.

„Warum das Elsaß deutsch bleiben muß“: kann und braucht man auf solche Frage deutscherseits eigentlich zu antworten? Daß das Elsaß deutsch bleiben muß, das kann gar nicht anders sein, das ist selbstverständlich, so spricht deutsches Volksbewußtsein; es sucht und braucht nicht zu suchen nach Vernunftgründen, es holt sich die Antwort aus den Tiefen des deutschen Gefühls, des deutschen, unmittellbaren Lebenswillens, der aus triebhafter Ueberzeugung einfach sagt: Elsaß deutsch! Das Gegenteil eine Unmöglichkeit!

Und dennoch, wir können das, was wir aus den innersten, tiefsten Gründen des triebhaften Willens einfach sagen, sagen müssen, auch mit hellen, klaren Gründen der Vernunft beweisen; es fällt dieser Beweis wahrlich nicht schwer, es bedarf dazu nicht der Verrentungen und Gewalttatsachen, wie sie die Franzosen in ihrem kranzhaften Eifer, ihre Rechte auf das Elsaß zu begründen, sich leisten. Denn wer begreift nicht, daß ein Volk etwas, was ihm in Zeiten der Dummheit, der traurigsten Zerissenheit und Erniedrigung von der Seite gerissen worden ist, sich wieder holen muß, wenn es wieder seine Kraft gefunden und neues Leben durch seine Adern rollen fählt? Hat das alte Reich ohnmächtig zusehen müssen, wie der fremde Eroberer sich an seiner Westküste in sein Fleisch setzte, so mußte es, zu neuer Macht erstanden, den Eindringling zu allererst abschütteln.

Das Elsaß ist so das Symbol geworden für die Wiedergeburt der deutschen Nation, in dem Namen Elsaß ist alles beschlossen, was man seit 1870 vom Aufsteigen Deutschlands zu neuer Größe gesprochen. Elsaß wieder herausgeben, das hieße nichts anderes als zugeben, daß dies alles nur ein Traum gewesen. Elsaß wieder an Frankreich ausliefern, bedeutet nichts Geringeres, als wieder auf all das verzichten, was wir an nationalem Stolz in dem neuen Reich erworben und besessen haben.

Welcher Nation, wenn sie nur noch etwas Markt in den Knochen fählt, dürfte man solchen Verzicht auf sich selbst zumuten? Nein, niemals kann einem Deutschen im Ernst solcher Gedanke kommen. Es spürt jeder bis in die radikalsten Reize hinein, daß ein Aufgeben des Elsaß ein Aufgeben unser selbst wäre.

Und es handelt sich ja nicht um ein beliebiges Stück Land, das, einmal verloren, nun wiedergewonnen werden möchte. Der nationalen Staatskunst hat es stets ferngelegen, jede Scholle deutschen Bodens, die wir in den Tagen der Schwäche preisgegeben, in unser neues Reich hineinzuwängen; aber hier kam eine ur- und grund-deutsche Landchaft in Betracht, die auch in den Jahrhunderten der Fremdherrschaft den deutschen

Charakter schier reslos behauptet hat, da außer einer kleinen Minderheit von kaum 6 Prozent die Bevölkerung nur deutsche Muttersprache kennt. Wie sehr diese Tatsache den Franzosen unheimlich ist, bewies erst kürzlich ein Artikel des „Evènement“ (vom 1. Mai), der da meinte, „daß wohl eine Anzahl Essäfer außerhalb der gebildeten Kreise eine Art von germanischem Dialekt gebraucht“. (1) Dieses deutsche Volkstum im Elsaß hat schon vor 1870 trotz des Hineinwachsens in den französischen Staat, trotz der Hineinigung seiner Bourgeoisie an die französische Kultur nie aufgehört, das Franzosentum als Fremdes zu empfinden und sich von ihm abzugrenzen. Kein Wunder, daß der französische Historiker Michelet: „Ich hüte mich, die Bogesen zu überschreiten, denn da beginnt germanisches Land.“

Und dieses germanische Land, in das deutsche Verwaltung, deutsche Wirtschaft, deutsches Bildungsleben in 45 Jahren von neuem so tief Wurzeln eingesenkt hat, daß die überwältigende Mehrheit des Volkes nur mit Grauen an eine nochmalige Umwälzung zu Gunsten Frankreichs denken könnte, das festzuhalten ist also eine Pflicht gegen uns und eine Pflicht gegen das Land. Aber selbst wenn die Bevölkerung, verwirrt und mißleitet, wirklich Gedanken der Rückkehr zu Frankreich hegte, selbst dann könnte Deutschland dieses Stück deutschen Volkstums nicht wieder dem Weltstum ausliefern. Wir dürfen nicht dulden, daß vor unseren Augen deutsches Volkstum grundsätzlich zerstört und herabgewürdigt werde zum Fremddienst gegen Deutschland“ (Treitschke).

Aber die deutsche Nation hat in dieser elsäß-lothringischen Frage vor allem die Pflicht gegen sich selbst wahrzunehmen. Elsaß muß deutsch bleiben im Interesse der Sicherheit und Bewahrung des Reiches. Wir können die Franzosen nicht wieder am Rhein brauchen, da sonst der gesamte Süden wie von selbst in das Interessen- und Machtgebiet Frankreichs hineinkäme. Man müßte in Baden, Württemberg, Bayern unwillkürlich mehr nach dem Westen schauen als nach Norden, das ganze Reichsgesamte würde gelockert in dem Wiederaufleben der alten partikularistischen Selbsterhaltungstrieb dieser Staaten, die einstens nur durch Anlehnung an die französische Macht sich Gedeihen versprochen. „Fünzig Jahre lang hing die Gefahr eines neuen Rheinbundes drohend über dem unbesägten Süden.“ Sollen wir diese Gefahr wieder herausbeschwören und den Zusammenschluß der Süds- und Nordstaaten wieder in Frage stellen? Welcher Deutsche könnte auch nur von fern jemals solchem Gedanken Raum geben? Nein, um der Sicherheit des Reiches willen mußte die Grenze vom Rhein an die Bogesen und an die Mosel verlegt werden, Elsaß darf kein Brückenkopf werden für die französischen Ausdehnungsbestrebungen. Und dabei muß es für alle Ewigkeit sein Bewenden haben!

Nur ein völlig niedergeborenes Deutschland kann das Elsaß ausgeben. Aber besteht dafür auch nur der Schatten einer Gefahr? Stehen denn die Franzosen im Rheinland, oder stehen wir tief in Flandern und bedrohen Paris und die französisch-englische Küste? Aber es könnte dann sehr rasch dazu kommen, daß die Franzosen im Rheinland, im Herzen deutschen Wirtschaftslebens, stehen, wenn wir sie einmal im Süden am Rhein hätten. Das wäre eine Etappe auf dem Marsch nach dem Rhein, der seinen Stoß gegen Mitte und Nordwesten Deutschlands richtete. Das Frankreich, das wieder am Oberthein sitzt und an der Mosel, hätte keine Ruhe, bis sein Traum: der Rhein, Frankreichs Grenze, erfüllt wäre.

Aber abgesehen von diesen nationalen und politischen Gründen ist uns das Elsaß zu wertvoll an sich, als daß wir es preisgeben könnten. Wir müssen uns darüber klar sein, daß die Franzosen nicht bloß aus idealen Motiven so sehnsüchtig nach dem Lande ausschauen, sondern daß sie sich dabei von sehr realen Erwägungen leiten lassen. Elsaß hat, wie Lothringen in seinem Erg, unvergleichliche Bodenschätze in seinem Kali. Mit dem Besitz dieses Kalis wären Frankreich, England,

Verwundeten-Unterricht.

I. Unterricht in der Gewerbeschule (Kirchstraße 16).

Bauzeichnen,	Dienstag, Mittwoch, Donnerstag u. Samstag von 9-12 Uhr.
Fachzeichnen,	
Freihandzeichnen,	Montag und Mittwoch von 2-5 Uhr.
Deutsch, Mittwoch und Donnerstag von 2-4 Uhr.	
Buchführung,	Montag von 2-5 Uhr.
Wechsellehre,	
Rechnen,	Mittwoch von 2-5 Uhr.
Projektionszeichnen,	

Der Unterricht wird erteilt von den Herren Appel, Bert, Klein, Friel, Daggemüller, Prof. Dr. Krausmüller und 2 Achitekten.

Meldungen werden bei der Schulleitung der Gewerbeschule, abends von 5-6 Uhr, entgegen genommen. Der Unterricht ist unentgeltlich.

Praktische Arbeiten in den Lehrwerkstätten.

Schreinerei, Schlosserei, Schuhmacherei Schmiede, täglich 8-12 und 2-6 Uhr.
Korbflechten, täglich von 9-12 und 2-6 Uhr.
Maschinenschreiben, täglich von 8-12 und 2-6 Uhr.

II Unterricht in Lazaretten und im Soldatenheim.

Stenographie (Babelsberger System). Dienstag und Freitag von 8-9 Uhr abends.
Polizei-Aspirant Karnbach.
Versicherungs- und Fürsorgewesen. Dienstag und Freitag 2 1/2 - 3 1/2 Uhr Beratung der Kriegsteilnehmer über alle Fragen der Kranken-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung, Kriegsversorgung usw. Im Soldatenheim. Bürobeamter Kirchner.
Schnitz-, Flecht- und Papparbeiten. Vormittags und nachmittags; in den Räumen des Roten Kreuzes und in den Lazaretten.

Giechener Lazarettberatung

Seit Juni 1916 ist mit Genehmigung der Militär-Sanitätsbehörde in den Giechener Lazaretten die Lazarettberatung eingeführt, wie solche Einrichtung auch an anderen Orten besteht. Von einer Anzahl Giechener Herren, die sich in dankenswerter Weise freiwillig zur Verfügung stellen, hat je einer ein Lazarett übernommen, das er wöchentlich ein- oder zweimal besucht, um mit den Verwundeten in Berührung zu treten und diesen in persönlichen Angelegenheiten Auskunft und Rat zu erteilen, wenn solcher gewünscht wird. Die Lazarettberater übernehmen die Vermittlung zwischen ihren Schützlingen und der Berufsberatung, dem Stellen- und Arbeitsnachweis sowie der Beratungsstelle für Versicherungs- und Fürsorgewesen. Sie sorgen auch, wenn sie darum gebeten werden, für Anregung und Unterhaltung der Lazarettinsassen. Besonders wichtig haben sie mit diesen Spaziergänge unternommen und haben sie in die Museen der Stadt geführt. Endlich weisen sie die Verwundeten auf die Benutzung der Lazarettbibliothek, auf die Lazarettzeitung, den Verwundetenunterricht und die Vorträge oder Abendunterhaltungen hin.

Zur Zeit sind folgende Herren als Lazarettberater tätig:

Dr. Bergér: Ohrenklinik
Prof. Eger: Medizinische Klinik
Kaufmann Horst: Coangel. Schwesternhaus
Prof. Koob: Kath. Schwesternhaus u. Vereinshaus
Rechtsanwalt Leun: Frauen- und Chirurg. Klinik
Prof. Michel: Knabenstule
Geh. Rat Mittermaier: Alte Klinik
Dr. Hhotert: Alte Klinik
Dr. Schneider: Alte Klinik
Prof. Trapp: Siechenhaus
Professor Bousset: Steins Garten.

Für Akademiker, die in Angelegenheiten ihres Studiums Rat suchen, ist Herr Sekretär Erle auf dem Universitätssekretariat (Bismarckstr.) während seiner Dienststunden zu sprechen.

Dr. Henneberg.

Ausstellung von Arbeiten Kriegs-

beschädigter, Gewerbehaus, Kirchr. 16
geöffnet: Werktags von 8-12 und 3-6 Uhr.
Zutritt unentgeltlich. Kinder sind nicht zugelassen.

Kreis- und Ortsausschuß Gießen für die Kriegsbeschädigten-Fürsorge.

Der Vorsitzende: Keller, Oberbürgermeister.

Das Giechener Soldatenheim.

Im früheren Kaffeehaus Ebel, Burggraben 9, Eingang von der Marktstraße aus, nahe am Markt. Zeitungen, Zeitschriften, Kriegskarten, Bücher und Gesellschaftsspiele stehen zur Verfügung, ebenso ein gutes Klavier sowie Schreibtische mit Briefpapier. Einfache Erfrischungen werden zum Selbstkostenpreise gereicht. Für den Aufenthalt im Freien bietet der hübsche Hausgarten Gelegenheit. Auch eine Regelhahn ist für die Besucher neu hergerichtet. Bis auf weiteres sollen an jedem Donnerstag nachmittags von 3-5 Uhr Konzerte der Kapelle des Gefäß-Bataillons des Infanterie-Regiments 116 stattfinden. Die Räume sind täglich von 10 Uhr vormittags bis 9 Uhr abends geöffnet.

Giechener Sehenswürdigkeiten.

1. Sammlungen des Oberhessischen Geschichtsvereins und der Wilhelm Hauffschen Stiftung. Im alten Schloß, Brandplatz, Sonntag von 11-1 Uhr.
2. Völkermuseum, neben der alten Kaserne. Zugänglich Sonntag von 11-1 Uhr.
3. Giechener Kunstsammlung, im neuen Schloß über dem Völkermuseum, Sonntag 11-1 Uhr.
4. Botanischer Garten der Universität am Brandplatz. An Werktagen freier Eintritt von 8-12 und 2-5 Uhr, Sonntags von 9-12 Uhr.
5. Lesehalle des Giechener Lesehallen-Vereins im Torhaus, Seltersweg 93. Täglich geöffnet von 10 Uhr vormittags bis 10 Uhr abends.

Schriftleitung der Giechener Beilage:

Geh. Hofrat Dr. H. Haupt, Gießen, Replerstraße 1, und Professor Dr. Carl Helm, Gießen, Stefanstraße 7.

Amerika auf einmal unabhängig von dem deutschen Kolonialpol, insonderheit wäre der französischen Landwirtschaft ein Wert zugesichert, der von höchster volkswirtschaftlicher Bedeutung ist. Denn die Erträge des französischen Acker sind gerade wegen des Kaliausfalls im Kriege so empfindlich zurückgegangen. Um so mehr haben wir Grund, diesen einzigartigen Besitz an Bodenschätzen, der uns solche Überlegenheit gibt in der Weltwirtschaft, festzuhalten und das Elsaß als deutschen Besitz unter allen Umständen zu behaupten.

Und noch eins. Frankreich braucht Menschen, es braucht in Zukunft mehr als je tüchtiges, leistungsfähiges Menschennaterial; es kann nur durch solche Rekrutierung aus seinem Ermattungsstand einigermaßen sich wieder in die Höhe bringen. Verjüngungskräfte soll ihm das elssässisch-germanische Blut bringen. Denn an das keltische Blut, das in den Elssässern fließen soll, glauben sie im Grunde selbst nicht; nein, das germanische soll es machen, und das wollen sie sich im Elsaß holen. Aber dafür muß uns das Elsaß zu gut sein, als daß wir es den Franzosen zu ihrer Blutauffrischung ausliefern. Was den Franzosen zur Stärkung dient, ist für uns gefährlich; jede Stärkung Frankreichs wird zur Bedrohung Deutschlands. Also muß das Elsaß deutsch bleiben!

Aber, wie zu Anfang gesagt, wie haben es nicht nötig, das Festhalten am Elsaß vor uns und anderen mit Gründen zu rechtfertigen; es ist einfachster nationaler Lebenswille, der es uns gebietet, dieses deutsche Land niemals wieder preiszugeben. Aber wenn das Elsaß für Deutschland ein so unvergleichlicher nationaler Besitz ist, dann wird man seinen Bewohnern auch viel entgegenbringen müssen, wird die Nöte und Schwierigkeiten, die sich für sie aus ihrem einzigartigen Schicksalengang bis in den Krieg hinein ergeben haben, mit Geduld tragen und ihnen schonende Rücksicht und verständnisvolle Liebe nie verfahren.

Verwundete und erkrankte Kriegsteilnehmer verlieren oft ihre Ansprüche, besonders aus der Kranken- und Invaliden-Versicherung, weil sie über die in Frage kommenden Bestimmungen nicht genügend informiert sind. Es kann deshalb allen Kriegsteilnehmern oder sonstigen Heeresangehörigen, die auf dem Gebiete der Kranken- und Invalidenversicherung, Familienunterstützung, Kriegswohlfahrt usw. über irgendeine Frage im Unklaren sind, nur empfohlen werden, sich von der seit zwei Jahren bestehenden Verwundeten-Beratungsstelle (Sprechstunden Dienstag und Freitag von 2 1/2 - 3 1/2 Uhr im Soldatenheim) beraten zu lassen, woselbst auch alle erforderlichen Schriftstücke unentgeltlich angefertigt werden. Soweit die Ratsuchenden nicht ausgehen können, wollen sie dieselben schriftlich an den Leiter der Beratungsstelle, Bürobeamten S. Kirchner, Gießen, Schiffenbergerweg 16, wenden, der auf Wunsch bereit ist, die Ratsuchenden in den Lazaretten zu besuchen.

Kreis- und Ortsausschuß, Gießen, für die Kriegsbeschädigten-Fürsorge.

Geschäftsstelle: Gewerbehaus, Kirchr. 16 (Ferienpfecher 535). Geöffnet täglich, außer Sonntag und Samstag nachmittag, von 8-12 und 2-5 Uhr.

Werkstätte. Gewerbehaus, Erdgesch. Geöffnet Montag bis Freitag von 8-12 und 2-6 Uhr.

Unterrichtsräume: Gewerbehaus, 1. und 2. Obergesch. Geöffnet täglich, außer Samstag und Sonntag von 8-12 Uhr.

Berufsberatung: Gewerbehaus, Erdgesch. Sprechstunde Mittwoch von 5-6 Uhr.

Stellenvermittlung: Gewerbehaus, Erdgesch. Täglich von 8-12 und 2-6 Uhr.